

Unverkäufliche Leseprobe

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

Dieses Buch ist der unveränderte Reprint einer älteren Ausgabe.

Erschienen bei FISCHER Digital

© 2017 S. Fischer Verlag GmbH,
Hedderichstr. 114, D-60596 Frankfurt am Main

Printed in Germany
ISBN 978-3-596-31825-4

Fischer

Weitere Informationen finden Sie auf
www.fischerverlage.de.



Donna Gillespie lebt in San Francisco und schreibt an ihrem zweiten Roman. In über fünfzehnjähriger Arbeit entstand neben einer Tätigkeit als Fotografin und bildende Künstlerin der vorliegende Roman.

Mondfeuer Auriane wird als Tochter eines germanischen Chattenfürsten in eine kriegerische Welt hineingeboren. Schon bei ihrer Geburt weissagt die Priesterin Ramis, daß sie eines Tages ihren Stamm anführen wird, zuvor aber in einem fernen Land großes Leid erdulden muß.

Jenseits von Rhein und Main stehen im ersten Jahrhundert nach Christus die römischen Legionen, regiert von einem Tyrannen im fernen Rom. Sie kämpfen gegen die allzeit rebellischen Germanen, freie Stämme, die ihre Unabhängigkeit bewahren wollen.

Auriane, in den Wirren ständiger Kriegszüge großgeworden, verzichtet für ihr Volk auf Eheglück, Wotan weiht sie sich, Schildmaid und Schwertbraut. Von einem gefangenen Legionär läßt sie sich im Schwertfechten und in der römischen Kriegskunst unterrichten.

Bei einem Kampf gegen die Römer werden die Chatten geschlagen, und mit den letzten Überlebenden wird auch Auriane gefangen und nach Rom geführt. Ein Mann hält schützend seine Hand über sie, der römische Patrizier Marcus Julianus, der sie aus der Ferne bewundert. Er rettet sie vor der Lust des grausamen Kaisers Domitian, kann aber nicht verhindern, daß die stolze Barbarin als Gladiatorin um ihr Leben kämpfen muß.

Als man ihre überragende Geschicklichkeit im Schwertkampf erkennt, wird sie schnell zum Liebling der römischen Massen – bis es zu einem Kampf auf Leben und Tod mit ihrem ärgsten Widersacher im Circus maximus kommt.

Viele Themen streift die Autorin Donna Gillespie in ihrem großen historischen Roman. Vom aufkeimenden Christentum mit seinen für Römer und Germanen gleichermaßen befremdlichen Sitten, über die Traditionen der Priester und Seher in Germanien bis hin zum Alltagsleben im hektischen Rom, der viel zu schnell wachsenden Hauptstadt des Imperiums.

Ein Schicksal zwischen zwei völlig verschiedenen Welten.

Donna Gillespie

MONDFEUER

Aus dem Amerikanischen
von Manfred Ohl
und Hans Sartorius

Fischer Taschenbuch Verlag

Für meine Eltern

51. –60. Tausend: September 1997

Ungekürzte Ausgabe
Von Donna Gillespie autorisierte deutsche Fassung
Veröffentlicht im Fischer Taschenbuch Verlag GmbH,
Frankfurt am Main, März 1997

Deutschsprachige Erstpublikation 1994
im Wolfgang Krüger Verlag,
Frankfurt am Main

© 1994 S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main
Die amerikanische Originalausgabe erschien unter dem Titel
'The Lightbearer' im Verlag Putnam Berkley, New York 1994

© 1994 by Donna Gillespie
Druck und Bindung: Clausen & Bosse, Leck
Printed in Germany
ISBN 3-596-13191-X

DIE HEILIGE ERDE

Prolog

Es war eine jener Nächte, in der die Wölfe heulten. Der Frühlingsanfang in den Wäldern im Nordosten des Rheins hatte kein Erbarmen mit warmblütigen Wesen. Sturm, Schnee und die Sterne führten hier das Regiment, nicht die Menschen. Nachts fuhr der Wind über das wilde Land, als spiele er auf einer beinernen Flöte. Die klagenden Töne hoben und senkten sich im endlosen Auf und Ab der niedrigen Berge. In dieser Gegend lebten die Chatten, der kriegerischste Stamm der Germanen. Sie kämpften nicht nur untereinander, sie kämpften auch um ihre Unabhängigkeit vom kaiserlichen Rom, dem alles erobernden Nachbarn. Für die Römer war das nördliche Germanien die dunkle Seite des Rheins, das Reich der Zauberkräfte und Träume. Hier konnten Äste lebendig werden, nach einem Menschen greifen und ihn erwürgen; hier warteten abgrundtiefe Sümpfe mit gierig aufgerissenem Schlund auf bleiche Gebeine, um sie zu verschlingen.

In dieser Nacht, in der die Elemente tobten, hatten die Chatten die einfachen Holztüren ihrer armseligen Behausungen vor Geistern und Gespenstern fest geschlossen. Aber im Gehöft ihres Kriegsführers Balduur wurde plötzlich der Rauchfang geöffnet und der Querbalken am Eingang zur Seite geschoben. In der Halle lag Atlind auf einer Binsenmatte. Sie krümmte sich in dem bitteren Kampf, den sie allmählich verlor, ihr erstes Kind aus dem Leib zu pressen. Die Mägde öffneten besorgt auch die Gatter der Verschlüge, in denen über Winter die Tiere untergebracht waren, und sie lösten Atlind behutsam die Flechten ihrer dichten Haare, denn alles Geknotete, Gebundene oder Geschlossene mochte das Kind daran hindern, in die Welt und in die Sippe geboren zu werden.

Nach der Geschichtsschreibung der Römer war es das elfte Jahr der Herrschaft des hinkenden Kaisers Claudius – oder anders gezählt zwei Jahre bevor Agrippina, die Gemahlin des Kaisers, ihn mit giftigen Pilzen

beseitigte, um ihren Sohn Nero an die Macht zu bringen. Aber für die Chatten, die nur das ewig sich drehende Rad der Jahreszeiten kannten und die tägliche Mühsal mit der Bewirtschaftung der Felder, wären die Intrigen am römischen Hof nicht viel mehr als unglaubwürdige Dorfgeschichten gewesen.

Der Stamm kannte die römischen Legionäre an der Grenze nur allzu gut; sie hatten erst vor kurzem hundert junge Krieger entführt, um sie im Gebrauch römischer Waffen auszubilden und in das römische Heer einzugliedern. Baldur hatte in dieser Nacht sein Lager drei Tagesritte weit im Süden aufgeschlagen, wo der Main in den Rhein mündet, da er als Vergeltung für die neuesten Übergriffe die große römische Festung Mogontiacum angreifen wollte. Und so war es die Aufgabe seiner strengen betagten Mutter Herta, das Kind in die Sippe aufzunehmen, denn sie war die Herrin der großen Felder, die das Bibertal umgaben.

Herta ließ aus dem Dorf die Hebamme kommen. Aber Sigdrifas Künste brachten nicht den erhofften Erfolg. Als die Hebamme erkannte, daß keine Sterbliche Atlind zu einer normalen Entbindung verhelfen konnte, wartete sie, bis die alte Frau mit ihrer erschöpften Schwiegertochter in den Armen einschlieft, und verschwand lautlos in der Nacht. Sigdrifa wollte nicht von Baldur, der seine Ehre zu wahren wußte, für den Tod seiner Frau zur Rechenschaft gezogen werden.

Als endlich der nahende Morgen die letzten Reste des alten, festgefrorenen Schnees blau färbte, befahl Herta der jüngsten Magd – sie hieß Mudrin –, zur alten Priesterin zu laufen, von der man sagte, sie könne mit ihrem Gesang ein Kind aus dem Leib der Mutter holen.

Aber Mudrin kam nur bis zur Schwelle. Dort blieb sie wie angewurzelt stehen. Der Korb mit den Geschenken für die alte Priesterin fiel ihr aus den Händen. Haselnüsse, Äpfel und getrocknete Zwetschgen rollten über den gestampften Boden.

Herta sah sie ärgerlich an. »Was soll das heißen, Mudrin? Hast du jetzt schon vor deinem eigenen Schatten Angst?«

Doch dann bemerkte Herta etwas, das ihr zuvor entgangen war. Auf dem Gehöft war es plötzlich seltsam still – und diese Stille war wie die drückende Ruhe im Moor, wo die Gebeine der Toten lagen. Die Knechte hatten ihre Hütten noch nicht verlassen, obwohl Herta wußte, daß sie wie üblich zum dumpfen Hornklang des Wächters und dem lauten Gebell der Meute aufgestanden waren. Sogar die Tiere im Wald waren

verstummt, der Wind hatte aufgehört zu heulen und schien zu lauschen, und im Hof verwandelte sich das Knurren eines Hundes in ängstliches Winseln.

Herta erhob sich. »Was ist los, Mudrin? Wen starrst du so an?« Sie schüttelte unwillig den Kopf und ging schwerfällig zum Eingang. In ihrer Kleidung unterschied sie sich kaum von den leibeigenen Mägden – alle Frauen der Sippe trugen karierte Wollkleider in unterschiedlichen Brauntönen. Um die Taille schlangen sie eine Kordel. Darüber zogen sie einen schweren Mantel aus dicker ungefärbter Wolle. Das einzige Zeichen von Hertas Rang war die Spange mit eingelegten Schmucksteinen, die den Umhang zusammenhielt. Die Mägde nahmen dazu Dornen. Doch jeder konnte auf den ersten Blick sehen, daß in diesem Haus nur Herta frei und von edler Herkunft war. Ihre schwarzen Augen funkelten herrisch und verrieten eine ungestüme Seele, die viel zu groß war für den alten Körper. Herta war eine Frau, die sich eher von einem Speer durchbohren lassen würde, als einem Feind zu erlauben, sich an ihren Vorräten zu vergreifen. Sie wäre lieber verhungert, als mit einem aus der Sippe das Fleisch zu teilen, der seinen ermordeten Bruder nicht gerächt hatte. »Antworte, oder ich werde dir die Zunge herausreißen!« drohte sie ungehalten.

Doch Mudrin schwieg. Frida, eine der älteren Weberinnen, trat besorgt und leise schimpfend hinter die jüngere Frau. Auch die kleinste Bewegung schien Frida an diesem frostigen Morgen große Schmerzen zu bereiten. Sie litt unter der eisigen Kälte des langen Winters.

»Bei der Mutter aller Götter!« rief Frida leise. »Was hast du denn jetzt wieder angestellt, Mudrin!«

»Nichts Frevelhaftes!« Mudrin war leichenblaß. Sie wich unwillkürlich einen Schritt zurück und trat dabei auf ein Huhn, das gackernd aufflog und gegen eine Abtrennung aus Weidengeflecht prallte. Mudrins Stimme klang kläglich, als sie erstickt jammerte: »Frida, ich habe nichts Unrechtes getan . . .«

Herta schob die beiden Frauen energisch beiseite und blickte hinaus.

Vor der alten eingestürzten Mauer oben am Waldrand, wo die Felder begannen, sah sie die helle Gestalt einer Frau. Sie war allein. Kein Hufschlag, kein knackender Zweig, kein Flattern von Vögeln, nichts hatte die Fremde angekündigt. Sie schien so plötzlich wie ein Geist

erschieden zu sein. Der Umhang mit der Kapuze hob sich leuchtend weiß vor den dunklen Bäumen ab. Die Fremde näherte sich langsam der Halle. Sie schwankte leicht wie das Bildnis einer Göttin, das in einer Prozession getragen wird. Hinter ihr erhob sich über den Wipfeln ein Rabe. Er schoß hoch in die Luft und stieß einen durchdringenden Schrei aus, als sei er ihr Diener und kündige ihr Kommen an.

»Ramis«, flüsterte Herta.

»Frida, verschließ das Tor . . .«, stieß Mudrin tonlos hervor.

»Schweig«, befahl Herta, »man kann sie nicht aussperren. Ihr Blick dringt durch jedes Hindernis.«

Keine andere Priesterin der Stämme hätte so große Furcht hervorgerufen. Sie begegneten den vielen heiligen Frauen, die sie täglich in den Heiligtümern sahen, die an den geweihten Quellen und den heiligen Hainen überall im Land den Göttern dienten, mit Ehrerbietung, aber nicht mit Angst, denn die Priesterinnen mischten sich oft unter die Menschen, und über ihre Fähigkeiten wurden keine furchterregenden Geschichten verbreitet. Ramis gehörte jedoch einer dunklen, von der Welt abgeschieden lebenden Schwesternschaft an. Man nannte sie die heiligen Neun. Sie waren die von den meisten gefürchteten Seherinnen der Stämme im Norden. Man erzählte, daß sie den Tod besiegen und ins Leben zurückkehren und den Untergang von Völkern voraussagen könnten. Die heiligen Neun sprachen mit den Schicksalsgöttinnen so selbstverständlich wie mit ihresgleichen. In ihren Adern floß kein Blut, sondern das Lebenselixier der Götter. Ramis war eine der Neun und nur ihrer höchsten Priesterin, der Veleda, der »Sehenden«, Rechenschaft schuldig. Die Veleda lebte, von den Menschen verborgen, in einem hohen Turm aus Tannenholz an einem kleinen Fluß. Dienerinnen überbrachten den Bittstellern ihre Orakelsprüche. Wer die Veleda sah, mußte sterben; aber man berichtete, daß Ramis einmal den Turm erstiegen hatte und lebend zurückgekehrt war.

»Sie kann unmöglich hier sein«, flüsterte Mudrin der alten Frida zu, »sie ist doch bei Baldur und den Kriegern.«

»Wenn man als Wolf durch den Wald rennt, dann kann man auch solche Entfernungen überwinden«, murmelte Frida düster.

»Ihr dummen Gänse, haltet die Schnäbel!« fauchte Herta gereizt und versuchte, das eigene Unbehagen zu überwinden. Normalerweise fürchtete Herta nichts und niemanden. Aber mit Ramis konnte sie sich

nicht messen oder sie zu Unterwürfigkeit zwingen, und mit ihr konnte man nicht rechten oder sie verstehen. Herta hatte das beklemmende Gefühl, dort oben aus dem Dunkel nahe sich eine fremde, gefährliche Macht. Wollte die Seherin unheilvolle Botschaft von Baldur bringen oder Atland retten? Hatte womöglich das Schicksal des noch ungeborenen Kindes sie hierhergeholt?

Im Dorf flüsterte man, daß Ramis manchmal die erstgeborenen Töchter stahl und als ihre Schülerinnen aufzog. Gab es etwas Besseres, als Baldurs Erstgeborene zu rauben?

Ramis war inzwischen so nahe herangekommen, daß die drei Frauen deutlich das ernste, glatte Gesicht mit der hohen Stirn erkannten, die so hell schimmerte wie der Mond. Aber sie sahen auch die hohlen Wangen und die hervorstehenden Wangenknochen. Es fiel Herta beängstigend leicht, unter der Haut die Umrisse des Schädels zu erkennen. Ramis hatte sanfte graublau Augen, die undurchdringlich waren wie das dicke Eis auf dem Fluß. Die strengen schmalen Lippen waren edel geschwungen und wären bei einer freundlicheren Frau schön gewesen, aber im rätselhaften Gesicht der Priesterin wirkten sie wie ein gefährliches und mit größter Sorgfalt gearbeitetes Werkzeug. Ramis schien erst in den mittleren Jahren zu sein, jedoch keine Jugend gekannt zu haben. Es war ebenso schwer, sich die Priesterin als Mädchen vorzustellen, wie in einer großen alten Eiche den Schößling zu sehen.

In der rechten Hand hielt sie einen Stab aus Haselnußholz, dessen Knauf mit schimmerndem Bernstein besetzt war. Bei diesem Anblick stockte den beiden Mägden der Atem. Wenn Ramis den Stab beim Rat der Sippen brach, sprach sie damit über den Angeklagten das Todesurteil. Aber der Stab war nicht furchteinflößender als die geschmeidigen Hände, die geschickt die Schlinge um den Hals des Verurteilten zuziehen konnten. Ramis war eine Opferpriesterin und hatte die heilige Pflicht, bei den Frühlingsritualen den Göttern unten im Tal am Moor einen Menschen zu opfern. Obwohl der Auserwählte sein Leben immer freiwillig gab, war der Anblick dieser Hände erfurchtgebietend. Die Kapuze der Priesterin und die Fellstiefel aus Kalbsleder waren mit weißem Katzenfell besetzt. Weiße Katzen waren der Göttin heilig, der sie diente. Diese Göttin hatte je nach Ort und Jahreszeit viele Namen, aber meistens nannte man sie Freia, die Herrin. Auf dem Kopf trug Ramis einen schmalen Reif, an dem ein fein gearbeiteter Halbmond hing.

Ramis blieb vor dem Eingang der Halle stehen und blickte zu Boden. Mudrin und Frida erschraaken, denn sie wußten nicht, was das zu bedeuten hatte.

»Die Axt!« erinnerte sie Herta. »Mudrin, grab sie aus.«

In ihrem Volk war es Sitte, zum Schutz gegen Blitze vor jedem Hauseingang eine Axt zu vergraben, deren Schneide nach oben, zum Himmel, wies. Eine Stammespriesterin konnte sich jedoch keinem Gegenstand aus Eisen nähern, denn dieses Metall war profan und zu neu. Seine Nähe beeinträchtigte die subtilen Kräfte der weisen Frauen. Ihre Macht beruhte noch auf dem Wissen aus dem Zeitalter der Riesen, als Werkzeuge nur aus gewachsenem Stein hergestellt wurden.

Mudrin grub die Axt aus, die in einem zerbrochenen irdenen Topf lag. Dann trat Ramis lautlos vor das Tor.

»Sei begrüßt, edle Herta, und Segen komme über dieses Haus.« Ihre Stimme zumindest machte einem keine Angst. Sie klang fraulich und angenehm, obwohl die zurückgehaltene Macht deutlich herauszuhören war.

»Sei begrüßt, Herrin.« Herta lächelte schwach. »Bleib, solange es dir gefällt. Ehre unser Haus und teile mit uns Fleisch und Met.«

Ramis neigte dankend den Kopf, trat über die Schwelle und ging schweigend zu Atlind. Rechts und links standen große Kornkrüge, an den Wänden hingen die bunt bemalten Schilde der Krieger. Herta folgte der Priesterin in respektvollem Abstand. Mudrin und Frida brachten sich hinter Atlinds Webstuhl in Sicherheit. Ramis verströmte den Geruch fruchtbarer Erde, in den sich der Duft von wildem Thymian mischte.

Die einzigen Geräusche, die die seltsame Stille durchbrachen, waren das Rascheln der Vögel im Reetdach und das leise Klirren der vielen sichelförmigen Bronzegegenstände, die am Gürtel der Priesterin hingen. Als sie das Lager aus Schaffellen erreichte, auf dem Atlind lag, holte sie einen Lederbeutel unter dem Umhang hervor und befahl den Mägden, die Kräuter im Beutel in einem Bronzekessel mit Ziegenmilch zu kochen. Dann schob sie die Kapuze zurück. In ihren langen, ungeflochtenen dunkelblonden Haaren schimmerten Silbersträhnen. Stumm setzte sie sich auf den Webhocker neben Atlind.

In diesem Augenblick hatte Herta den Eindruck, eine Last, die so schwer war wie ein ganzer Ochse, werde ihr von den Schultern genommen. Die

heiligen Neun waren die besten Hebammen im ganzen Land. Vielleicht war Ramis nur gekommen, um Atlind zu retten. Aber woher wußte die Priesterin, daß man sie hier brauchte? Die Antwort auf diese Frage kannten nur die Götter.

Bei ihrem Anblick stöhnte Atlind gequält auf und unternahm einen schwachen Versuch, der geheimnisvollen Seherin auszuweichen. Aber Ramis legte ihr sanft die Hand auf die Stirn und sprach mit tröstlicher Stimme die Worte eines Geburtszaubers. Sofort verschwand die Angst aus den vor Schmerz verschleierte Augen.

Geübt und schnell verrichtete Ramis dann mit ihren geschickten Händen verschiedene Dinge. Zuerst überprüfte sie die Lage des Kindes und fand heraus, warum Atlind nicht gebären konnte. Dann massierte sie den Körper der ermatteten Atlind mit einer Salbe aus Hühnerfett, Dost und Stockrosen, knetete die Hüften, den Rücken und beschwor mit leisen Worten den Leib, das Kind in die Welt zu lassen. Als das Getränk, das die Mägde auf ihre Anweisung zubereitet hatten, in ein Tongefäß gegossen wurde, setzte sie es der Gebärenden an die trockenen, aufgesprungenen Lippen. Die Gegenwart der Priesterin brachte das Leben in Atlinds Augen zurück, die wie eine ausgebrannte Fackel erloschen gewesen waren, jetzt aber wieder zu leuchten begannen, als seien sie von den Flammen eines neuen Feuers entzündet worden.

Ramis half Atlind danach vorsichtig, sich zu erheben. Sie stützte sie und gab ihr Halt, während die junge Frau auf ihr Zureden hin ein paar unsichere Schritte machte. Atlinds Haare waren schweißnaß und klebten an ihrem Rücken. Ramis zwang sie, eine Ewigkeit hin und her zu gehen. Herta vermutete, daß die Priesterin so die Lage des Kindes auf natürliche Weise veränderte. Als Ramis schließlich zufrieden feststellte, daß dies geschehen war, half sie Atlind, sich über frisch aufgeschüttetes Stroh zu kauern. Es dauerte noch eine Weile, während die Priesterin den Bauch sanft kreisend rieb, bis das Kind plötzlich erschien.

Ramis fing das feuchte rote Lebewesen mit ihren starken Händen auf. Aus Mudrins Augen flossen Tränen. Diese Hände, die sonst am Rand des Moors das Leben nahmen, hatten diesmal Leben gerettet.

Als die Priesterin das Kind hochhob, sah Herta etwas in Ramis' Augen, das sie nie für möglich gehalten hätte – eine Verletzlichkeit, den Blick einer Mutter, der von unaussprechlicher Liebe erfüllt war.

Ramis rief mit verhaltener Freude: »Ein Mädchen ist der Sippe geboren worden!«

Nachdem Nabelschnur und Nachgeburt in einer Holzschale sicher aufbewahrt waren, damit man sie später feierlich begraben konnte, legte sie der Mutter das kleine Wesen an die Brust.

»Du hast uns gesegnet«, erklärte Herta mit uneingeschränkter Dankbarkeit. Sie wollte damit ihr wachsendes Unbehagen übertönen, denn die Priesterin würde ein Mädchen sehr viel eher mitnehmen als einen Jungen, um es zu ihrer Schülerin zu machen. »Mudrin! Frida!« Sie klatschte in die Hände. »Bereitet alles für das Orakel vor!«

Man rief bei jeder Geburt eine Priesterin, um die Zukunft des Kindes vorauszusagen. Zweifellos war es eine große Ehre, daß diesmal eine so große Seherin wie Ramis die Zeremonie durchführen würde. Frida breitete mit steifen Gliedern ein weißes Laken vor dem offenen Feuer aus. Mudrin suchte ihre Flöte aus einem Vogelknochen und begann, langsam das Feuer umschreitend, für die Tiergeister des Neugeborenen zu spielen. Sie wob mit den Tönen einen kunstvollen Schleier, den die bösen Geister nicht durchdringen konnten.

Ramis glättete die silberblonden Haare, bis sie ihr wie ein zweiter Mantel über die Schultern fielen, der beinahe ebenso lang war wie der aus Wolle. Dann legte die Seherin ihren Stab an den Rand des weißen Tuchs und setzte sich mit gekreuzten Beinen dahinter. Sie wartete, bis sie sah, daß das Kind die Muttermilch trank. Kein Orakelspruch erging, bevor das Neugeborene nicht an der Brust der Mutter lag, um es zu schützen, falls die Eltern vor dem Schicksal des Kindes erschrecken und es aussetzen wollten. War ein Kind erst einmal gestillt worden, war es ein Mitglied der Sippe. Es dann zu töten, wäre das abscheulichste aller Verbrechen gewesen – Mord am eigenen Fleisch und Blut.

Herta setzte sich neben At Lind und sah Ramis fragend an. »Sag uns als erstes, welcher unserer Ahnen wiedergeboren worden ist. Welchen Namen soll sie haben?«

Ramis beobachtete zufrieden, wie das Neugeborene zu trinken begann. »Es gibt nur einen Namen für sie, Herrin dieses Hauses. Sie muß *Auriane* heißen.«

Hertas Augen funkelten wütend, aber sie unterdrückte ihren Zorn. Sie hatte es geahnt, Ramis hatte sie betrogen! Wenn ein Name erst einmal gegeben war, konnte man ihn nicht mehr zurücknehmen. Trotzdem

versuchte sie vorsichtig zu protestieren: »Aber . . . das ist kein Name unserer Familie! Du hast ihr den Namen einer Priesterin gegeben!«

»Ich habe ihr den Namen gegeben, der ihr gehört.«

Atlind mischte sich ein. In ihrer Erschöpfung fürchtete sie nichts und niemanden. »Die Mutter und der Vater haben das Recht, ihrem Kind einen Namen zu geben!«

Herta staunte über die Kühnheit ihrer Schwiegertochter, und sie warf ihr einen warnenden Blick zu. Wenn Ramis in Zorn geriet, würde sie womöglich das Vieh verfluchen, so daß alle Rinder verendeten, oder sie würde die Felder für eine ganze Generation unfruchtbar machen.

Ramis antwortete Atlind jedoch freundlich: »Ich bin ihre Mutter und ihr Vater.«

Atlind drückte das kleine Köpfchen des Kindes an ihre Wange und schloß die Augen. Tränen quollen unter ihren dunklen Wimpern hervor. »Kinderdiebin! Du wirst sie nicht bekommen!«

»Atlind, schweig oder du wirst der Dunkelheit verfallen!« zischte Herta.

»Beruhige dich, Herta!« erklärte Ramis mit ihrer klaren, dunklen Stimme. »Solche Worte höre ich nicht. Sie gelten nicht mir, sondern fallen in den Bereich alles Bösen.« Dann sah sie Atlind an und sagte sanft: »Hör zu, Atlind, in Wirklichkeit gehört dieses Kind weder dir noch mir. Und all das, worüber ich spreche, mußt du nicht fürchten. Das Leben strömt durch dieses kleine Wesen und trägt es durch die Zeit, so wie das Leben auch durch dich und mich fließt. Willst du versuchen, den breiten Lebensstrom der Götter zu stauen? Du kannst einen Namen ebensowenig verhindern, wie du das Kommen der Nacht verhindern kannst.«

Mit einer schnellen Bewegung warf Ramis Blätterpilze in das Feuer. Es flammte sofort auf, beruhigte sich dann aber wieder, als gehorche es demütig seiner Herrin. Mudrins Töne auf der Knochenflöte veränderten ihren Klang. Sie wurden tief, sanft und lockend, denn nun rief sie die Geister mit dem Wissen um die Zukunft.

Ramis zog aus ihrem Gewand einen Leinenbeutel mit vierundzwanzig glatt polierten Stäbchen aus Buchenholz hervor. Auf jedem war eine Rune eingebrannt und mit roter Ockerfarbe nachgezogen. Sie warf jeweils drei Stäbchen auf das weiße Tuch, nahm sie wieder auf und warf sie